Zeitschrift: Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau

Herausgeber: Historische Gesellschaft des Kantons Aargau

Band: 128 (2016)

Buchbesprechung: Anzeigen und Besprechungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Anzeigen und Besprechungen

Jahn, Franziska: Die frühhabsburgischen Stiftergräber. Wiederentdeckung und archäologischer Befund (Murensia 1). – Baden: Hier und Jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte, 2015. – 32 S., ill.

Pfister, Dunja: Herrschaftswechsel und Krisenmanagement. Das Kloster Muri zur Zeit der Eroberung des habsburgischen Aargaus 1415 (Murensia 2). – Baden: Hier und Jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte, 2015. – 44 S., ill.

Mit den ersten zwei Heften der Schriftenreihe «Murensia» der Stiftung «Geschichte Kloster Muri» sind nach Bruno Meiers illustriertem Überblickswerk «Das Kloster Muri» von 2011 und nach der Neuedition der Acta Murensia von 2012 zwei weitere Schritte zur umfassenden Neubearbeitung der Klostergeschichte Muris getan. Beide sind entscheidenden Phasen dieser Geschichte gewidmet.

Die Mittelalterarchäologin Franziska Jahn wendet sich mit ihrer Untersuchung der frühhabsburgischen Stiftergräber der Gründungszeit des Klosters zu. Grundlage ihrer Forschung sind neben älteren Schriftquellen vor allem die Hinterlassenschaften einer Ausgrabung, die 1953 im Oktogon der Klosterkirche Gräber zutage förderte, die in der ersten Klosterkirche offensichtlich einen herausragenden Platz eingenommen hatten. Seit der frühen Neuzeit und vor allem seit einer Öffnung im frühen 18. Jahrhundert werden diese Gräber mit Resten dreier Skelette den habsburgischen Klostergründern Ita und Radbot sowie deren Sohn Adalbert zugeschrieben, deren Bestattung in der ältesten Klosterchronik, den Acta Murensia, beschrieben ist. Ein Resultat von Jahns akribischer Neusichtung der unterschiedlichen Quellen und archäologischen Befunde ist allerdings die Feststellung, dass ein endgültiger Beweis für die Identifizierung mit der Stifterfamilie nach wie vor fehlt. Parallelen mit anderen Stiftergräbern des 11. Jahrhunderts scheinen die Zuschreibung zwar zu stützen. Dass die Gräber im Lauf der Klostergeschichte für unterschiedliche Inszenierungen der Klostertradition herhalten mussten, mahnt dagegen zur Zurückhaltung mit eindeutigen Aussagen.

Die Historikerin Dunja Pfister liefert im zweiten Heft der «Murensia» einen Beitrag zum Gedenkjahr 1415, indem sie die Folgen der eidgenössischen Eroberung des Aargaus für das Kloster Muri beleuchtet. Nach der Schilderung der reichs- und regionalgeschichtlichen Rahmenbedingungen des Geschehens wird anhand der schriftlichen, vor allem urkundlichen Überlieferung die Situation des Klosters vor und nach der Eroberung erörtert. Dabei kann die Autorin zeigen, wie spätmittelalterliche Schriftlichkeit strategisch eingesetzt wurde, und daraus auf plausible Weise die

jeweiligen Interessen und Ansprüche der beteiligten Parteien herleiten, insbesondere diejenigen des Klosters. Die Abtei Muri, so ihr Fazit, scheint als bedeutende Grundherrschaft durch den Machtwechsel an die Eidgenossen keinen Schaden genommen zu haben. Allerdings wurden von der nun näher gerückten Herrschaft keine lokalen Kastvögte mehr eingesetzt, und das Recht auf freie Wahl der Vögte scheint verloren gegangen zu sein.

Beide Hefte sind kompakt und verständlich geschrieben sowie anschaulich, teilweise farbig illustriert – ein gelungener Start der neuen Reihe!

SEBASTIAN GRÜNINGER, BUCHS

Windler, Christian (Hg.): Kongressorte der Frühen Neuzeit im europäischen Vergleich. Der Friede von Baden (1714) – Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2016. – 304 S., Ill.

Der Sammelband entstand in der Folge einer im September 2014 in Baden durchgeführten Tagung, die durch den 300. Jahrestag des Friedens von Baden angeregt wurde. In den ersten beiden Teilen stehen die Stadt Baden und der Kongress von 1714 im Fokus. Der dritte Teil schliesslich, der umfangmässig fast die Hälfte des Bandes ausmacht, stellt Vergleiche an zwischen den europäischen Kongressstädten (vor allem Osnabrück und Utrecht). Da im Rahmen dieser Rezension nach Erkenntnissen für die Aargauer beziehungsweise Badener Geschichte gefragt werden, stehen die Aufsätze der beiden ersten Teile im Zentrum der Betrachtung.

Bruno Meier zeichnet prägnant die Bedeutung der Stadt Baden in der Eidgenossenschaft vor und nach 1712 nach. Für die 1712 gedemütigte Limmatstadt, in der die Kriegsspuren noch sichtbar waren, stellte der Kongress 1714 eine besondere Herausforderung dar: Man musste zehn Mal mehr Personen beherbergen, als dies während den bisherigen Rechnungstagsatzungen der Fall gewesen war. Meier nimmt eine räumliche Verortung der Gesandten und ihrer zum Teil zahlreichen Entourages in Baden, der informellen «Rahmenprogramme» (zum Beispiel Ausflüge nach Königsfelden) sowie der zeremoniellen gegenseitigen Besuche der Gesandtschaften vor.

Der Tagsatzungsexperte *Andreas Würgler* legt dar, wie Baden (zunächst auf eidgenössischer Ebene) in die Rolle als «politisches Versammlungszentrum hineingewachsen» war. Die zahnlose Tagsatzung, die bloss koordinieren und kooperieren, aber nichts entscheiden konnte, zumal alle Beschlüsse von den einzelnen Orten ratifiziert werden mussten, fand ab 1530 quasi als Kompromisslösung in Baden statt, weil diese Stadt für beiden Konfessionen akzeptabel war. Nicht zuletzt fand die Limmatstadt Zustimmung aufgrund des dort gebotenen *amusements*.

Einen Schritt weiter geht *Christoph Kampmann*. Er zeigt auf, warum Baden 1714 den Sprung vom eidgenössischen zum europäischen Kongressort schaffte und demgegenüber Regensburg, das als Sitz des Immerwährenden Reichstags ein diplomatischer Brennpunkt war, übergangen wurde. Es hatte auch Stimmen gegen die Stadt

Baden gegeben wegen ihrer geografischen «Entlegenheit» – doch gerade diese lag im Interesse des Kaisers.

Thomas Lau widmet sich der innenpolitischen Wirkung des Badener Kongresses. Als Baden vom französischen König und vom Kaiser als Kongressort bestimmt wurde, brach in Bern und Zürich, den in Baden regierenden Orten und folglich Gastgebern, nicht gerade Jubel aus. Die reformierten Orte befürchteten, dass die katholischen Stände das internationale Rampenlicht des Kongresses für die Deponierung von Restitutionsforderungen (für die Gemeine Herrschaften Baden und die unteren Freien Ämter) gebrauchen könnten. Doch der Friedenskongress von Baden trug im Gegenteil dazu bei, «die Antagonismen zwischen den widerstrebenden Eidgenossen zu entschärfen», indem alle trotz ihrer zum Teil widersprüchlichen Interessenslage gezwungen waren, «gegen aussen als einheitlicher neutraler Souverän aufzutreten». Lau legt dar, welche Kohäsionskraft der Friedenskongress für die Eidgenossenschaft hatte, die für diesen Anlass über die Konfessionsgrenze hinweg kooperieren musste – und dies half dabei, die noch frischen Wunden des Zweiten Villmergerkriegs zu heilen.

Der Aufsatz von *Rolf Stücheli* setzt sich mit dem Inhalt der Friedensverhandlungen zwischen Frankreich und dem Reich auseinander. Er fragt zunächst, was die Vertreter der Kriegsparteien am dreimonatigen Kongress von den 80 Diplomaten verhandelt haben. Anschliessend nimmt er jene «unbeteiligten» Teilnehmer unter die Lupe, die in Baden aber ebenfalls Präsenz markierten, um sich ihren «Besitzstand und Gebietsumfang» garantieren zu lassen. Dabei handelte es sich um Abgesandte anderer europäischer Herrscher wie auch eidgenössische Zugewandte, die Bischöfe von Basel und Lausanne, die alle ihre partikularen Interessen vertraten (zum Beispiel den Erbgang des Fürstentitels von Neuenburg). Zudem wurde auch «Geheimdiplomatie» betrieben, etwa wenn der französische Gesandte den Inneren Orten in Aussicht stellte, ihnen in einem neuerlichen Krieg gegen Bern und Zürich beistehen zu wollen, um so den Besitzstand vor dem Aarauer Frieden von 1712 wiederherzustellen.

Einem dieser nur als Beobachter anwesenden Diplomaten widmet sich *Guido Braun* in seinem Beitrag: dem päpstlichen Gesandten Domenico Passionei. Anhand der Berichterstattung und Korrespondenz Passioneis lässt sich ablesen, wie der Kongress auf der informell-technischen Ebene (zum Beispiel Postverkehr mit der Kurie, Gastmähler) funktionierte.

Der Band trägt dazu bei, Aspekte der frühneuzeitlichen Kongressdiplomatie zusammenzutragen, die trotz guter Quellenlage noch überraschend schlecht untersucht ist. Einerseits entwirft er im Allgemeinen ein «Anforderungsprofil» an einen Kongressort unter anderem bezüglich geografischer Lage, Unterkunfts- und Unterhaltungsmöglichkeiten. Auch in die Methoden der damaligen Diplomatie, die nicht nur am grünen Tisch, sondern auch bei informellen Gesprächen – beispielsweise auf einem Spaziergang oder beim Baden – stattfand, wird mehr Licht gebracht. Ander-

seits werden am konkreten Beispiel des Friedenskongresses von Baden nicht nur dessen Auswirkungen auf die Kriegsparteien, sondern auch auf die Unbeteiligten und die Gastgeber selbst analysiert.

Der Herausgeber, *Christian Windler,* äussert die Hoffnung, dass der Band einen Impuls für die Erforschung des frühneuzeitlichen Kongresswesens liefert.

RAOUL RICHNER, BUCHS

Dunning, Cynthia; Willems, Annemarie (Hg.): Badekultur. Touristisches Erbe und kulturhistorisches Potenzial. – Baden: Hier und Jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte, 2016. – 135 S., ill.

Neben der neuen Badener Stadtgeschichte mit ihrem Längsschnitt durch die 2000-jährige Bädergeschichte Badens befasste sich Ende November 2015 auch eine Tagung mit der Bäderkultur. Der Verein ArchaeoTourism 2012 wollte mit dieser Veranstaltung nicht nur die Badener Bäderkultur in einen grösseren nationalen und internationalen Rahmen stellen, sondern auch mit Vertretern unterschiedlichster Disziplinen und Institutionen das kulturgeschichtliche Potenzial für Bäderorte, Badebetriebe und Wellnesstourismus in Gegenwart und Zukunft diskutieren. Wie der Tagungsband belegt, ist dies weitgehend gelungen: Das elfköpfige Autorenteam ist international und in hohem Mass interdisziplinär. Neben Vertretern aus Archäologie, Geschichte und Denkmalpflege besteht es aus Tourismusexperten, Marketingfachleuten und Bäderbetreibern.

Ausgangspunkt des Bandes bildet der Tagungsort Baden: Unter dem Titel «Über 2000 Jahre auf der Bühne der europäischen Badekultur: Geschichte, Bestand und Potenzial der Badener Bäder» liefert Andrea Schaer eine kurze und prägnante Zusammenfassung der von ihr und ihrem Team in den letzten Jahren neu ergrabenen Bädergeschichte. Während das im mitteleuropäischen Rahmen einzigartig erhaltene historische Ensemble des Bäderquartiers in der Nachkriegszeit einer Anpassung an veränderte Bedürfnisse des Kur- und Badebetriebs wohl eher im Weg stand, sieht sie für die kommende Neubauphase gerade hierin das Kapital Badens und appelliert an Bauplaner, Betreiber und Marketingmanager, dieses auch zu nutzen. Im zweiten einleitenden Beitrag geht Roland Lymann von einer rosigen Zukunft für den Gesundheitstourismus und damit auch für den Bade- und Wellnessbereich aus, wobei nicht nur eine Diversifizierung der Sparten, sondern auch eine Aufhebung der Grenzen zwischen dem Heilungs- und dem Wellnessbereich zu beobachten sei.

Der zweite Teil des Bandes ist der Schweizer Bäderkultur gewidmet. Karin Fuchs stellt drei Karrieren sehr unterschiedlicher Bäder in Graubünden vor: Fideris, Spinabad und Tarasp. Das nicht allein in Bezug auf das Alter der Thermalquellennutzung mit Baden vergleichbare Yverdon erinnert bereits seit dem 16. Jahrhundert an seine lange historische Vergangenheit. Nach Meinung von Christian Schülé (Yverdons-les-Bains) sollte diese Vergangenheit als Differenzierungskriterium gegenüber anderen Schweizer Bädern in Zukunft noch stärker genutzt werden. Wieder mit Blick

auf Baden sieht Thomas Lütolf für den historischen Platz mit seiner Nähe zu Zürich Chancen, dem Publikum erfolgreich Wellness, Sinneserlebnisse und Alternativen zum urbanen Alltag zu bieten.

Den dritten Teil des Bandes bestimmen vier europäische Bäderorte, alle mit antiken Wurzeln, jedoch mit unterschiedlichen Entwicklungen. Während Aachen seine antiken Bäder archäologisch erforscht und die bädergeschichtliche Vergangenheit in einer «Thermalwasserroute» erlebbar macht, werden die Aachener Quellen aktuell wenig genutzt (Andreas Schaub). Im englischen Bath dagegen knüpfte 2006 die Eröffnung einer modernen Spa-Anlage an eine Vergangenheit an, die mit ihren gut erhaltenen römischen Badeanlagen zu den bedeutenden Tourismusdestinationen Englands zählt (Stephen Bird). Während Bath den Rang eines UNESCO-Weltkulturerbes bereits innehat, ist Baden-Baden dazu nominiert. Anders als Baden und die vorgenannten Orte ist Baden-Baden seit dem späten 18. Jahrhundert ununterbrochen ein erfolgreicher Kurort und Treffpunkt der Haute volée (Lisa Poetschki). An seine antike Vergangenheit erinnert dagegen kaum mehr etwas, genauso wenig wie beim vierten Beispiel, dem savoyischen Aix-les-Bains. Wie Baden-Baden profitiert Aix von seiner idyllischen Lage, hier zwischen Gebirge (Bauges) und See (Lac de Bourget), sowie von der Möglichkeit einer Kombination verschiedener Erlebniswelten des Bade-, Sommer- und Wintertourismus (Elsa Belle).

Im vierten Teil des Bandes rückt Fred Kaspar Vergangenheit und Zukunft der Kur- und Badekultur ins Zentrum seines Beitrags, nun wieder am Beispiel Baden. Gemäss Kaspar waren gerade die europäischen Thermalbäder aufgrund ihres oftmals urbanen Charakters im 20. Jahrhundert unter allen Kurdestinationen besonders früh und stark herausgefordert. Für Baden galt dies aufgrund der komplexen besitzrechtlichen und politischen Verhältnisse in besonderem Mass. Auf der anderen Seite haben genau diese Umstände hier ein historisches Ensemble erhalten, das in Zeiten, in denen urbane Räume als Erholungsorte und Urlaubsdestinationen wieder vermehrt gefragt sind, eine Chance haben – sofern man den «besonderen Naturschatz Thermalwasser [nicht] nur für schöne warme Bäder [...] blubbern und plätschern» lasse. Viel besser als in den zahlreichen europäischen «Spasthermen» sollte laut Kaspar die natürliche und historische Gunst dazu genutzt werden, in Baden wieder an seine Kurtradition anzuknüpfen. Cynthia Dunning schliesslich weist auf den derzeitigen Trend zum archäologischen Tourismus hin und nennt fünf Prinzipien für diesen Erfolg: Partnerschaft aufbauen, Einbindung der Lokalbevölkerung, Aktivierung der Sinne, Qualität und Authentizität, Erhaltung und Schutz. Eine Umsetzbarkeit dieser Prinzipien lässt sich gerade in einem Thermalbadeort mit so langer und gut dokumentierter Vergangenheit durchaus vorstellen.

Die Zusammenfassungen von vier thematischen Workshops zu Bauplanung, Marketing und historischer Vermittlung der Bäder sowie zum Potenzial des archäologischen Tourismus bilden quasi die Schlussfolgerungen aus der Tagung. Sie kreisen in erster Linie um das Beispiel Baden und liefern Denkanstösse für dessen Entwick-

lung und Chancen im Vorfeld einer neuen Phase seiner Bädergeschichte. Auch wenn man sich diese Anregungen teilweise etwas konkreter wünscht, bietet der Band eine interessante Vielfalt an Aspekten zur Badekultur in Baden, in der Schweiz und in Europa. Prägnante viersprachige Zusammenfassungen erleichtern jeweils den Zugang zu den Beiträgen und den Überblick über die interdisziplinäre Diskussion.

SEBASTIAN GRÜNINGER, BUCHS

Guggisberg, Ernst: Pflegekinder. Die Deutschschweizer Armenerziehungsvereine 1848–1965. – Baden: Hier und Jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte, 2016. – 544 S., ill.

Im Zentrum der Dissertation von Ernst Guggisberg steht die Fremdplatzierung von armen und sozialdevianten Kindern und Jugendlichen in Heime und Anstalten respektive in Pflegefamilien. Die Zahl von rund fünf Prozent der Kinder unter 14 Jahren, die ausserhalb ihrer Herkunftsfamilie aufwuchsen, zeigt die Relevanz der (vereinsgetragenen) Fremdplatzierungen. Hier ist anzumerken, dass schätzungsweise die Hälfte dieser Kinder durch die eigenen Eltern fremdplatziert respektive verkostgeldet wurden. Wie der Autor breit darlegt, konnte er auf eine vielfältige Literatur zurückgreifen, die diese Eingriffe erstaunlich früh kritisch durchleuchtet. Die Quellenlage ist teilweise vorzüglich, anderswo fehlen Quellen ganz. Die Stimmen der Fremdplatzierten sind, so Guggisberg, «im Quellenkorpus ausgesprochen rar».

Nicht zufällig nahm der erste Armenerziehungsverein, derjenige des Kantons Basel-Landschaft, im Gründungsjahr des Bundesstaates 1848 seine Tätigkeit auf. Damals stieg die Zahl vielfältiger Sozietäten stark an. 1900 erreichte das schweizerische Vereinswesen seinen Höhepunkt. Auf 100 Einwohner errechnet man einen Verein. Die Idee der Gründung von Armenerziehungsvereinen wurde auch in die Versammlung der bestehenden gemeinnützigen Gesellschaften respektive Kulturgesellschaften getragen. Der Vorstand des Basellandschaftlichen Armenerziehungsvereins verstand sich als progressiv und innovativ im Gegensatz zu den konservativen und inhumanen Fremdplatzierungen der Gemeinden in «Armenspitteln».

Emil Zschokke (1808–1889), der zweite Sohn von Heinrich Zschokke, war seit 1832 im Kanton Baselland als Pfarrherr tätig, wo er sich auch politisch und im Bildungswesen engagierte. Zschokke war wesentlich an der Gründung des basellandschaftlichen Armenerziehungsvereins beteiligt. Seit 1845 war er als Seelsorger im Kanton Aargau tätig. Sofort versuchte er die Idee der Fremdplatzierung durch privatrechtliche Vereine im Aargau umzusetzen. Doch erst 1855 wurde der Zofinger Kinderversorgungsverein gegründet, sieben weitere Bezirksvereine folgten, Kulm war im Jahr 1866 der letzte.

Im Jahr 1930 bestanden in der Schweiz 133 Vereinigungen, die Fremdplatzierungen vornahmen. Guggisberg wählt für seine Studie diejenigen vier aus, die den Namen Armenerziehungsverein tragen. Es sind dies der bereits erwähnte des Kantons Basel-Landschaft, weiter die aargauischen Bezirksvereine und die Vereine der Kantone Thurgau respektive Solothurn. Der Autor schliesst seine Dissertation mit

dem Jahr 1965, als der basellandschaftliche Verein sich in der Öffentlichkeit einen neuen Namen gibt: Birmann-Stiftung, als Erinnerung an die Gönnerin Juliane Birmann Vischer und Martin Birmann, der als erster vollamtlicher Armeninspektor des Kantons wirkte. Trotz der Konzentration auf vier Vereine können hier die Forschungsergebnisse nicht mal angedeutet werden, sind doch die Tätigkeiten der Vereine, ihr rechtliches, politisches und religiöses Umfeld zu unterschiedlich. Insbesondere entwickelte sich auch das zentrale Verhältnis zu den Gemeinden anders. Während sich die Zusammenarbeit im Baselbiet zwischen öffentlicher Hand und dem Armenerziehungsverein erspriesslich entwickelte, war dies im Aargau im 20. Jahrhundert weniger der Fall. Die aargauische Verordnung über die Versorgung von Kindern und Jugendlichen vom Juni 1946 erwähnte die Armenerziehungsvereine nicht.

Guggisberg schildert präzis das Funktionieren, die sich wandelnde Selbst- und Fremdwahrnehmung, die Konjunkturen und auch das Ende respektive die Entwicklung zu Fürsorgevereinen der vier untersuchten Körperschaften. Sucht man im Historischen Lexikon das Stichwort «Armenwesen», wird man auf «Fürsorge» verwiesen. Der Artikel beginnt so: «Es gibt bis anhin keine Übersichtsdarstellung, welche die F. oder Sozialhilfe in der ganzen Schweiz behandeln würde.» Guggisberg liefert mit dem vorliegenden Text diese Übersichtsdarstellung nicht, aber wohl eine Tiefenbohrung, die uns zusammen mit weiterer Forschung hilft, die Übersichtsdarstellung über das Armenwesen in der Schweiz zu erstellen.

DIETER KUHN, WOHLEN

Zehnder, Patrick; Michel, Stefan; Schoeck-Ritschard, Patrick; Rufli, Corinne; Seiler Christine: Birmenstorf im 20. Jahrhundert. «Ganz nöch a der Rüüss ame sonnig Rai». Birmenstorf, 2015. – 272 S., ill.

In der Aargauer Gemeindelandschaft sind Publikationen zur jüngeren Ortsgeschichte des 20. Jahrhunderts erst vereinzelt vorhanden. Die Gemeinde Birmenstorf hat sich eine solche Publikation als Projekt vorgenommen, und um es gleich vorwegzunehmen: Die Autoren und Autorinnen und die Fotografin Christine Seiler haben mit der Ortsgeschichte «Birmenstorf im 20. Jahrhundert» ein Werk mit Vorbildcharakter geschaffen. Die einzelnen Kapitel kommen übersichtlich daher und überzeugen in einem guten Wechsel von Text und Bild. Ausserdem wurde die Publikation in hoher Druckqualität produziert. Ein ausführlicher Anhang von Anmerkungen, Quellenangaben und Angaben zu Oral History erfüllen die wissenschaftlichen Ansprüche zukünftiger Forschung. Inhaltlich hebt sich das Werk wohltuend von anderen in den letzten Jahren erschienenen Aargauer Ortsgeschichten ab, indem auf den austauschbaren, repetitiven allgemeinen Geschichtsteil verzichtet wurde. Die Autorinnen und Autoren verstanden es, die lokalen Verhältnisse subtil zu beobachten und kritisch zu beschreiben. Auszüge aus Protokollen und Archiven werden mit Fotos und Zitaten von Zeitzeugen lebendig beschrieben; man spürt die Ortskenntnisse der Autoren und Autorinnen.

Patrick Zehnder widmet das Kapitel «Grösser und spezialisierter, die Landwirtschaft seit 1900» dem Wandel von Landwirtschaft und Landschaft. Er gewährt interessante Einblicke in das Leben der Birmenstorfer Bauern, meist Kleinbauern, welche ihre Betriebe im Nebenerwerb bewirtschafteten. Die Birmenstorfer Arbeiter-Bauern waren als treue, langjährige Dreher und Fräser in der BBC im nahen Baden beliebt. Offenbar gehörten sie wegen ihrer meist katholisch-konservativen Gesinnung zum Personal, das sich weniger in der Arbeiterbewegung engagierte. Im Kapitel «Wandlung des Lebensraums» betrachtet Patrick Zehnder die grossen Umwälzungen der 1960er-Jahre wie den Bau des Reusstalviadukts während des Nationalstrassenbaus 1968. In dieser Zeit führten die Güterregulierung, Obstbaumfällaktionen, Gemüseanbau in Treibhäusern sowie gross angelegte Kiesgruben zu einer nachhaltigen Veränderung von Birmenstorf. Patrick Schoeck-Ritschard schildert in seinem Kapitel die raumplanerische Entwicklung von Birmenstorf. 1956 war es möglich, den Quadratmeter Bauland für zwölf Franken zu erwerben. «Ein Baugesuch müsse keines gestellt werden», erklärte der damalige Gemeindeschreiber. Somit baute Baumeister Dolder sein Haus so, wie er es für richtig fand, auf jeden Fall ohne Architekt.

In den 1960er-Jahren kam Birmenstorf in den Fokus der damaligen Grossraumplaner Martin & Trippel, welche das Dorf als Teil einer neuen Grossraumsiedlung im Raum Birrfeld mit 15 000 Einwohnern vorsahen. 1974 wehrten sich die Birmenstorfer gegen die Teilüberbauung Oberzelgli, erstmals formierte sich eine kritische Haltung gegenüber einem masslosen Überbauungsprojekt. Am Schluss des Kapitels ergibt sich eine Betrachtung der Überbauungen im Dorf, reizvoll analysiert, «Vom Gemüsegarten zur Autoeinstellhalle».

Stefan Michel beschreibt in seinem Kapitel den Ausbau der Infrastruktur. Dabei zitiert er Protokolle des Gemeinderats und der Gemeindeversammlung und lässt Zeitzeugen zu Wort kommen. Daraus ergeben sich spannende Einblicke in die 1980er-Jahre, als Birmenstorf vor der Eröffnung der A3 täglich von 15 000 bis 18 000 Fahrzeugen passiert wurde, was für die Anwohner der Badenerstrasse eine enorme Belastung darstellte. Auch die jahrelange Opposition der Birmenstorfer gegen die stinkende «Badener Güselhalde», die erst in den 1980er-Jahren geschlossen wurde, zeigt eindrücklich, wie die Städte noch lange dem obrigkeitsgläubigen Landvolk ihren Müll vor die Nase setzten.

Mein persönlicher Favorit war das Kapitel «Hin und Weg» von Patrick Zehnder. Hier erfährt der Leser vieles über die Monteure der BBC, welche in der ganzen Welt herumkamen. Ebenso über die ersten Fuss- und Fahrradpendler nach Windisch zur Spinnerei Kunz oder zur «Pfupfi» in die Mülliger Bürstenfabrik. Junge Birmenstorfer Männer wie zum Beispiel Walter Humbel, die das Fernweh befiel, heuerten in den 1950er- und 1960er-Jahren bei Schweizer Hochseereedereien an. Auch die Zuwanderung in den Nachkriegsjahren findet ihren Niederschlag. Die Bauwirtschaft und der Gemüseanbau begünstigten zusammen mit dem Saisonnierstatut ein langsames Anwachsen der ausländischen Bevölkerung. Die Kurzbiografie der Ärztin

und Künstlerin Iduna Zehnder (1877–1955) schildert die Lebensstationen einer erstaunlichen Birmenstorferin. Ihr künstlerisches Werk kann sich durchaus mit dem anderer Künstler ihrer Zeit messen. Gerne hätte ich noch etwas mehr über ihre Lebensgeschichte erfahren.

Im Kapitel über das Vereinswesen spannt Patrick Zehnder den Bogen von den durch finanzielle Schwierigkeiten geprägten Anfängen zu den jüngeren Sportarten wie Handball, Volleyball, Unihockey und Ski Club Piz Fass. Die religiösen und politischen Verflechtungen von Schützen- und Turnvereinen sowie Musikkorps werden in Kenntnis der lokalen Eigenheiten gut dargestellt. Wegen fehlender politischer Ortsparteien wurden die Wahlen in Birmenstorf oft von der Wählerschaft in den Vereinen massgeblich mitbestimmt. Im Weiteren stammen drei katholische Geistliche aus Birmenstorf, herauszuheben ist vor allem Josef Zimmermann, der als Missionar in Madagaskar weilte und 1960 zum Bischof der Diözese Morombe geweiht wurde.

Die kleinbäuerlichen Strukturen und die Rolle der Frau finden im Artikel von Corinne Rufli eine kritische Betrachtung. Politik und Vereinswesen blieben ihnen lange verwehrt. Während sich die Männer beim Feierabendbier und Kegeln vergnügten, besorgten die Frauen zu Hause Kinder, Küche, Garten und Hof. Da man nichts anderes kannte, boten die gesellige Arbeit in den Reben oder das Marktfahren mit der «Märtschese» nach Baden eine willkommene Abwechslung. Die Frauen organisierten sich in den Mütter- und Frauenvereinen, welche ihre Mitglieder nach Konfession rekrutierten. Corinne Rufli widmet ihr Kapitel den sozialen und gesellschaftlichen Strukturen, welche Birmenstorf seit Beginn des Frauenstimmrechts prägten. Sie spannt den Boden bis in jüngste Zeit, als der Gemeinderat ab den 1990er-Jahren plötzlich von Frauen dominiert wurde, bei gleichzeitigem grossem Sitzverlust der CVP und Aufstieg der SVP.

Politische Turbulenzen sind nicht neu in Birmenstorf, wie das Flugblatt von 1917 als Zeitdokument belegt:

Jung Birmenstorf wach auf!
Selbst Russland hat sich ja befreit
Jung Birmenstorf, drum auf zum Streit
Für Recht heut und Gerechtigkeit.

Für Streit und Gerechtigkeit im Dorf sorgte auch eine Hippiegruppe, welche 1969 bis 1973 ein altes Bauernhaus an der Bruggerstrasse bewohnte. Die Kommune wurde von der ansässigen Dorfbevölkerung misstrauisch beobachtet. Die jungen Leute formierten sich zur Band Lovecraft und sind in der Publikation auf einem wunderbar zeittypischen Foto verewigt.

Stefan Michel lässt die Aktivdienstgeneration zu Wort kommen. Er beschreibt die tägliche Not während des Ersten Weltkriegs, in der Versorgungskrise von 1915, bis hin zu den Kriegsmassnahmen des Gemeinderats im September 1939. Der Absturz eines amerikanischen Bombers 1943 ist eine der zahlreichen Begebenheiten, die den

Dorfalltag während des Zweiten Weltkriegs von 1939 bis 1945 prägten. Der Artikel ist gut illustriert, zum Beispiel durch eine Fotografie von sichtlich vergnügten internierten italienischen Armeeangehörigen, welche das Glück hatten, in der sicheren Schweiz angekommen zu sein.

Den Autorinnen und Autoren ist es gelungen, die Geschichte des Dorfes Birmenstorf im 20. Jahrhundert darzustellen. Sie haben die schwierige Aufgabe, einen Abschnitt der eigenen erlebten Geschichte zu schreiben, gut gemeistert und damit ein Werk geschaffen, welches einer zukünftigen Bearbeitung der Birmenstorfer Geschichte als gute Grundlage dienen wird.

DAVID WÄLCHLI, BRUGG

Cirigliano, Luca: Experiment mit dem Staatsvolk. Das Aargauer Bürgerrecht 1798–1848. Ein Beitrag zur Geschichte des Bürgerrechts, Zürcher Studien zum öffentlichen Recht, 238. – Zürich: Schulthess Verlag, 2015. – 200 S.

Luca Cirigliano befasst sich in seiner Dissertation mit dem Aargauer Bürgerrecht, das als staatsrechtlicher Zustand von zentraler Bedeutung ist, kennzeichnet es doch die Gesamtheit der Bürger eines Landes, also unter anderem die mit den aktiven und passiven politischen Rechten ausgestatteten Personen. Der Autor grenzt den Untersuchungsgegenstand auf die Jahre von 1798 bis 1848 ein, also auf die Jahre von der Helvetik über die Mediation und Restauration bis zur Regeneration. Da der Kanton Aargau als instabile Neugründung mit zahlreichen Unwägbarkeiten zu kämpfen hatte, eignet er sich besonders gut für dieses Unterfangen und kann gewissermassen als Vergrösserungsglas dienen. Der Autor stellt in seinem Buch den Zusammenhang zwischen dem Rechtsinstitut der Einbürgerung, den Herrschaftsstrukturen des politischen Systems sowie den damit zusammenhängenden Inklusions- und Exklusionsmechanismen sowie der Identitätsschaffung im noch jungen Kanton Aargau dar. Als Quellen dienen ihm vor allem Gesetze und Verordnungen. In weit geringerem Ausmass bezieht er die parlamentarischen Materialien, Briefe sowie andere Dokumente mit ein. Er stellt in seiner Arbeit fest, dass Objekte der Exklusions- und Inklusionsexperimente weniger Ausländer als kantonsfremde Schweizer oder Aargauer Bürger selbst sind. Es fällt auf, dass die beobachtete Demokratisierung beziehungsweise die während der Mediation und Restauration beobachteten antidemokratischen Tendenzen im Aargau immer Hand in Hand mit der Exklusion mehr oder weniger grosser Bevölkerungsteile einhergehen. Ebenso stellt der Autor fest, dass eine Problematisierung des Bürgerrechts als solches von Anfang an stattfand.

Die Dissertation ist klar strukturiert. Die Lesbarkeit leidet jedoch teilweise unter den kompliziert konstruierten Sätzen und den vielen Gesetzesartikeln und Paragrafen, die der Autor zitiert. Man würde sich einen Anhang mit dem exakten Wortlaut mindestens der wichtigsten Normen wünschen, denn selbst dem juristisch gebildeten Leser sind die zitierten Gesetze und Verordnungen unbekannt. Schliesslich würde man sich wünschen, dass er die Bestimmungen des Kantons Aargau häufiger mit

jenen anderer Schweizer Kantone oder gar des umliegenden Auslands vergleichen würde. So könnte sich der Leser ein besseres Bild machen, wie die Rechtsnormen des Kantons innerhalb der Schweiz und Europas einzuordnen sind.

DOMINIC FREY, AARAU

Schindler, Alfred; Schneider-Lastin, Wolfram (Hg.), unter Mitarbeit von Ruth Jörg, Detlef Roth und Richard Wetzel, mit einer historischen Einleitung von Martin H. Jung: Die Badener Disputation von 1526. Kommentierte Edition des Protokolls. Zürich: Theologischer Verlag Zürich, 2015. – 752 S., 13 Abb.

Ein monumentales Werk ist sie geworden, die kritische und kommentierte Edition der Badener Disputation von 1526, das Resultat des 1998 vom vor vier Jahren verstorbenen Professor Alfred Schindler lancierten Forschungsprojekts. Damit liegt für die künftige Forschung eine sorgfältige und mustergültige Aufbereitung des Badener Religionsgesprächs vor, das für die eidgenössische Reformationsgeschichte von grosser Bedeutung ist.

Kern der Edition ist der Text des Protokolls des Gesprächs, ergänzt mit einer Teiledition der Flugschrift «Wahrhaftige Handlung der disputation in obern Baden» sowie einem Brief des Berner Münsterpfarrers Berchtold Haller an den Geschichtsschreiber Valerius Anselm. Die Edition ist ergänzt mit einem umfangreichen Apparat mit wertvollen Personen- und Ortsregistern und bio-bibliografischen Nachweisen zu den wichtigsten Persönlichkeiten.

Für die Geschichtswissenschaft von besonderem Interesse ist die historische Einleitung von Martin H. Jung. In einem ersten Teil bietet dieser dabei eine ausführliche Überlieferungsgeschichte der Protokolle und ihrer verschiedenen Abschriften beziehungsweise Drucke sowie eine Einordnung in die weiteren historiografischen Quellen zur Reformation. Sodann beschreibt er in geraffter Form die Hintergründe der reformatorischen Bestrebungen in den verschiedenen Orten der Eidgenossenschaft inklusive der Zugewandten und den Anlass zum Badener Religionsgespräch und zur Wahl der Tagsatzungsstadt als Austragungsort. Weiter folgt die Vorstellung der Disputanten und Redner, insbesondere der Protagonisten Johannes Eck und Johann Oekolampad. Jung referiert Zwinglis Fernbleiben und beschreibt den weiteren Umkreis der Zuhörer und Beobachter. Sodann folgt die Beschreibung von Organisation und Verlauf der Disputation mit der Diskussion und Verabschiedung der Thesen. Zum Schluss räsonniert Jung die Drucklegung des Protokolls und die Auswirkungen des Religionsgesprächs insbesondere auf die Zürcher und Berner Reformation.

Mit der Edition der Badener Disputation liegt nun eine zentrale Quelle der Schweizer Reformationsgeschichte mustergültig aufbereitet vor und kann der weiteren Erforschung dieser für die Schweizer Geschichte so zentralen Periode dienen. Für die Geschichte des Aargaus von Bedeutung ist einerseits die Durchführung des Religionsgesprächs in der Tagsatzungsstadt Baden, die gerade in der Folge der Reformation an Bedeutung gewann. Andererseits ist die Badener Disputation ein Mark-

stein auch der Reformation in den aargauischen Gemeinden, die 1526 noch von Repression geprägt war, nach der Berner Reformation 1528 und dem ersten Zusammentreffen bei Kappel 1529 sich auf breiter Front durchsetzte und nach der zweiten Schlacht bei Kappel schliesslich zum Stehen kam.

BRUNO MEIER, BADEN

Weber, Hans Ruedi: Der Rüebligraben: Blicke auf eine Grenze: Die Eroberung von 1415 und ihre Folgen – Luzern: UB Medien 2015. – 92 S., ill.

Das Jubiläum des Jahres 1415 trieb im Aargau viele Blüten. Eine besonders hübsche bildete sich im Oberwynental im Herbst 2015 in der Gestalt einer Doppelausstellung des Museums Schneggli in Reinach und des Schlossmuseums in Beromünster, auf der diese Publikation basiert.

Die vor 600 Jahren entstandene Kantonsgrenze durch die Südtäler zwischen den Eroberungen Berns im Norden und Luzerns im Süden ist im Wynental komplizierter als etwa im See- oder Suhrental, zumal sie hier nicht quer durch das Tal, sondern in einem Bogen durch die alte Pfarrei Pfeffikon verlief. Der Beschreibung der Eroberung ist das erste Kapitel gewidmet. Spürbar und prägend wurde diese Grenze für die Bewohner aber erst im Zuge der 1528 erfolgten Glaubensspaltung. Seit dieser Zeit entwickelte sich das Brauchtum der Nachbarn auseinander, und die verwandtschaftlichen Beziehungen brachen im Lauf des 17. Jahrhunderts fast vollständig ab. Diese konfessionellen Eigenheiten werden im zweiten Kapitel behandelt. Das dritte Kapitel analysiert den Verlauf der Industrialisierung, die im 18. Jahrhundert mit der Baumwollverarbeitung (und später mit der Tabakindustrie) Einzug hielt – allerdings im bernischen Teil; im südlichen, luzernischen Teil war davon nichts zu spüren. Im vierten Kapitel greift Trennendes (zum Beispiel Fasnacht, sprachliche Nuancen) und Gemeinsames (zum Beispiel Pestzüge, Mischehen) der Frühen Neuzeit hüben und drüben.

Dem Kulturhistoriker Hans Ruedi Weber ist es gelungen, den vermeintlich trocken-reformierten Aargauern und den barock-katholischen Luzernern den Spiegel vorzuhalten – und dies in einer ebenso fundierten wie unterhaltenden Weise. Es ist bloss zu bedauern, dass nicht alle in der Ausstellung zur Schau gestellten Objekte und Themenfelder Eingang in die Schrift finden konnten. Man darf hoffen, dass derartige Projekte über den seit nunmehr 600 Jahren bestehenden Rüebligraben hinweg Schule machen.

RAOUL RICHNER, BUCHS

Galić, Goran; Miller, Anna: 8957 Spreitenbach. Zürich: Salis Verlag, 2015. – 184 S., ill.

Spreitenbach AG ist in der ganzen Schweiz als «Agglo» verrufen. Gleichzeitig ist es wohl eines der interessantesten und zukunftsweisendsten Gemeinwesen überhaupt, das viele Entwicklungen vorweggenommen hat, die heute die Schweiz und besonders auch den Kanton Aargau prägen. Zugleich hat es aber auch Besonderhei-

ten ausgeprägt, die so nur einmal zu finden sind. Für Kenner ist es längst zum Geheimtipp geworden, wenn es darum geht, sich ein Bild einer lebhaften, funktionierenden Zukunft einer Schweiz zu machen, die sich bei aller Verstädterung doch ihre Eigenheiten bewahrt.

Diesen Phänomenen geht der vorgelegte Bildband hauptsächlich mit eindrücklichen Bildern nach. Dabei geht es nicht (nur) darum, besonders spektakuläre oder schräge Perspektiven darzustellen, sondern es soll gerade auch das Unscheinbare, Gewöhnliche dokumentiert werden. Die Bilder werden begleitet von Interviews mit Menschen, die in Spreitenbach leben oder arbeiten und die ihr Verhältnis zum Dorf darlegen. Dorf, so wird die Siedlung noch immer bezeichnet, obwohl sie längst städtische Grösse erreicht hat.

Dabei ist der Fokus kein historischer, aber beiläufig erfährt man doch einiges über Rahmenbedingungen wie das Zürcher Konkubinatsverbot, die in den 1960er- und besonders Anfang der 1970er-Jahre die Entstehung des Phänomens Spreitenbach möglich gemacht haben. Besonders zu schätzen ist es, dass der unterdessen verstorbene Ortsplaner Klaus Scheifele zu Wort kommt und die Absichten und Ideen, die für das heutige Ortsbild verantwortlich sind, erläutern kann. Das tut er nicht in seiner Funktion als Ortsplaner in einer Abhandlung, sondern als Bewohner der Ortschaft anlässlich eines Interviews, das neben dem eines Landwirts oder eines serbischen Spanferkelbraters steht. Genau diese direkte, unmittelbare Aufnahme von Befindlichkeiten macht den Wert dieses Bildbands aus, der das Zeug dazu hat, ein Zeitdokument erster Güte zu werden. Vor allem aber regt er dazu an, wieder einmal selbst hinzugehen, nach Spreitenbach, und unbekannte Welten zu entdecken.

MATTHIAS FUCHS, LEUTWIL

Lattmann, Brigitt; Schlegel, Katja; Keller, Hubert: Destinazione Gränichen: die Italiener kommen = Destinazione Gränichen: arrivano gli italiani. – Gränichen: [Selbstverlag] 2015. – 143 S., ill.

Bereits an der Vernissage der Sonderausstellung «Destinazione Gränichen» im Museum Chornhuus in Gränichen im September 2014 spürte man, dass sich die Spurensuche nach der ersten grösseren Ausländergruppe, den seit den 1950er-Jahren zuziehenden Italienern, zu einem Publikumsmagneten entwickeln würde. Nachdem die Ausstellung tatsächlich bis in den Juni 2015 verlängert werden musste, lag es für die Ausstellungsmacher auf der Hand, eine Publikation herauszugeben. Zudem konnte man auf diesem Weg das bei der Recherche und den Interviews mit Zeitzeugen angefallene Material verwenden, das in der Ausstellung keinen Platz gefunden hatte.

Das Büchlein ist in 25 thematische Kapitel unterteilt, die jeweils mit einem vollständig deutsch-italienischen Paralleltext eingeleitet werden. Darin spiegeln sich persönliche Erinnerungen wie auch allgemeine Aussagen – leider gänzlich ohne Quellenangaben. Der besondere Reiz der Publikation liegt in der Veröffentlichung umfangreichen Bildmaterials, das aus den privaten Fotoalben der Zuwanderer

stammt. Beleuchtet werden die Wohn- und Arbeitssituation sowie Freizeitgestaltung der Italienerinnen und Italiener – Stichworte: Fussball, Boccia, Musik –, wobei die drei Jahrzehnte zwischen 1955 und 1985 im Mittelpunkt stehen. Prägend für die italienische Gemeinschaft war die Diaspora-Situation: Anders als etwa im Freiamt unterschieden sich die Südländer von den Einheimischen nicht nur durch die Sprache, sondern auch durch die Konfession.

«Destinazione Gränichen» leistet einen wertvollen Beitrag dazu, dem weitgehenden Brachliegen der Geschichte der Migranten im Aargau des 20. Jahrhundert entgegenzuwirken.

RAOUL RICHNER, BUCHS

Bänziger, Urs; Pestalozzi, Martin: Der Aarauer Stadtbach. Geschichte einer aussergewöhnlichen Wasserversorgung. – Aarau 2015. – 456 S., ill.

Der Aarauer Stadtbach war lange Zeit die Lebensader der Stadt. Bevor es in jedem Haus fliessendes Wasser gab, brachten die von Menschenhand gemachten Kanäle das Wasser aus der Suhrenmatten nach Aarau. Ohne Wasserversorgung wäre eine Stadtgründung unmöglich gewesen. Wasser wurde gebraucht als Trinkwasser, als Löschwasser, für das Antreiben der Mühlen für das Gewerbe, als Brauchwasser. Die Autoren erzählen viele Geschichten, die jedoch alle miteinander verknüpft sind. In den geologischen Ausführungen wird das Phänomen der Stadtbachquellen erklärt. Die Gründung der Stadt Aarau durch die Kyburger im 13. Jahrhundert gehört genauso dazu wie die Beschreibung der technischen Herausforderungen beim Bau des Stadtbachkanals Ende des 14. Jahrhunderts. Anders als die massiven römischen Tüchelleitungen führten die Kanäle des Stadtbachs offen durch die Landschaft. Es werden Streitigkeiten um die Wasserrechte bis Ende des 18. Jahrhunderts und die Eigentumsrechte bis ins 21. Jahrhundert erläutert. Die Stadt Aarau wusste bis 2003 nicht, dass das neue Bundesgesetz über die Fischerei von 1991 die vormals übliche Trockenlegung des Stadtbachs strafbar gemacht hatte: Es besteht neu eine Gefährdung für Fische und Krebse, welche im Stadtbach leben. Allerdings bereitete schon im Mittelalter und in der frühen Neuzeit der viertägige Stopp der Wasserzufuhr Probleme – damals aber für die Menschen. 1784 verhinderte die notfallmässige Flutung der Kanäle einen Grossbrand an der Pelzgasse. Ohne Stadtbach hätte es auch keine Mühlen gegeben und keine Gewerbe wie die Wollwalken, die Sägerei, Tabakstampfen oder die Hammerschmitte. Der Stadtbach war entscheidend für die Industrialisierung in Aarau.

Nachdem der Stadtbach um 1900 seine Wichtigkeit verloren hatte, wurde er zum Verkehrshindernis. Um dies zu ändern, wurde er über Jahre hinweg zugedeckt. Diese Entwicklung zeichnen die Autoren bis zur heutigen Renaturierung nach. Bildquellen zeigen eindrücklich, wie das Stadtbild mit dem Öffnen der Wasserrinnen wieder den alten Charakter zurückgewinnt.

Wichtig ist natürlich auch die Geschichte der Bachfischet, die hier bis zu seinen Ursprüngen zurückverfolgt wird. Die erste Trockenlegung fürs Bachrumen wird im

Jahr 1526 im Aarauer Ratsbuch beschrieben. Auch schon im 16. Jahrhundert gab es die ersten Festivitäten und den Bachfischet der Jugendlichen. Sie durften die Fische vor dem Verenden aus den trockengelegten Kanälen und Rinnen fischen. Ende des 19. Jahrhunderts drohte der Brauch der Bachfischet auszusterben. Die Wirri-Zunft, gegründet 1922, Herausgeberin dieses Buchs, hatte viel mit der Wiederbelebung des Brauches zu tun. Heute ist er ein gesellschaftlicher Event, den richtige Aarauerinnen und Aarauer nicht verpassen. Mit einem Unterschied: Während früher die Bürger der Stadt den ganzen Kanal reinigten, wird der Stadtbach heute von Mitarbeitenden des Werkhofs Aarau geputzt.

Das knapp 450 Seiten umfassende Werk schreckt vielleicht den einen oder anderen wegen des Umfangs ab. Es lohnt sich jedoch, das Buch aufzuschlagen. In jedem Kapitel findet man wundervolles Bild- und Kartenmaterial, das mit kurzen und präzisen Erklärungen versehen die wichtigsten Eckpunkte vermittelt. Sie laden den Leser und die Leserin ein, mehr wissen zu wollen. Es lohnt sich! Und was am wichtigsten ist: Die Geschichte des Stadtbachs ist eine Geschichte der Aarauerinnen und Aarauer.

ANGELA DETTLING, SCHWYZ

Europäisches Burgeninstitut (Hg.): Burgen und Schlösser. Burgen am Hochrhein. Zeitschrift für Burgenforschung und Denkmalpflege 4. – Braubach/Rhein, 2015. – 80 S., ill.

In der Reihe «Burgen und Schlösser» der Deutschen Burgenvereinigung ist ein Band unter dem Titel «Burgen am Hochrhein» erschienen, der unter Aargauer Beteiligung aus einer Tagung in der Stadt Wehr/Baden entstanden ist. Der Band gibt einen ausgezeichneten Überblick zur aktuellen Burgenforschung in unserer Region.

Der emeritierte Mediävist Thomas Zotz von der Universität Freiburg i. Br. hat Tagung und Publikation betreut und steuert selbst einen Beitrag zur Burg Rötteln bei, in dem er den Ausbau der Burg vom Herrensitz zur markgräflichen Residenz im 12. und 13. Jahrhundert beschreibt. Den Schweizer Teil bestreiten Peter Frey, Reto Marti und Christoph Reding. Peter Frey zeigt Beispiele von frühen Adelsburgen südlich des Rheins, namentlich der Habsburg, der Lenzburg sowie den kleineren Burgen Iberg, Kindhausen, Böbikon, Tegerfelden, Alt-Homberg, Kaisten und Horen. Reto Marti schliesst daran an mit einer Interpretation des frühen Endes der Burg Altenberg bei Füllinsdorf und dem Zusammenhang mit den politischen Umwälzungen um die Adelsgeschlechter der Rheinfelder, Froburger und Homberg-Thiersteiner. Christoph Reding bringt einen Überblick der Burgen links des Hochrheins im späten Mittelalter und in früher Neuzeit mit Schwerpunktbeiträgen zu Laufenburg, Alt-Homberg, Kienberg und Königstein. Er stellt insbesondere fest, dass im 14. Jahrhundert nicht von einem Niedergang gesprochen werden kann, sondern dass die regionalen Adligen ihre Burgen teilweise markant ausbauten.

Ebenfalls aargauischen Bezug haben weitere Beiträge. So der Artikel von Alfons Zettler zum Verhältnis der Entstehung der Burgen Hertenberg und Stein bei Rhein-

felden und Erik Beck mit einem Beitrag zu den Burgen Klingnau und Wehr als Sitze der Herren von Klingen im 13. Jahrhundert. Zum Raum Baden-Schwarzwald äussern sich die Beiträge Martin Strotz (Bärenfels im Wehratal) und Andre Gutmann (Hauenstein) sowie Eva-Maria Butz, die die räumliche Nutzung von badischen Burgen vergleicht.

Insgesamt ein gelungener Band, der die Vitalität der Burgenforschung eindrücklich illustriert.

BRUNO MEIER, BADEN

Vogt, Werner (Hg.): Entdecken erinnern erzählen. Geschichte und Geschichten für Urs Bitterli. – Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung, 2016. – 173 S., ill.

Der Verlag Neue Zürcher Zeitung gratuliert dem Ehrenmitglied der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau, Urs Bitterli, zum 80. Geburtstag mit einem schmalen Band. Zwei herausragende Wissenschafter und Bekannte Bitterlis, der Historiker Fritz Stern und der Literaturwissenschafter Peter von Matt, schrieben je ein Grusswort. Dasjenige Sterns ist kurz. Wir erlauben uns, es hier zu übernehmen:

«Urs Bitterli habe ich zuerst als grossartigen Historiker kennengelernt. Seine Biografie *Jean Rudolf von Salis. Historiker in bewegter Zeit* ist ein wichtiger Beitrag zur schweizerischen Geschichtsschreibung. Aber noch wichtiger ist seine Biografie *Golo Mann. Instanz und Aussenseiter,* ein absolutes Meisterwerk. Bitterli versteht es wie wenige Historiker, sich in ein anderes Leben zu versetzen, den politischen und historischen Kontext dazustellen. Er ist ein begnadeter Stilist. Mögen diese Vitalität und diese überragende Intelligenz uns weiterhin Freude bereiten! Für jetzt die herzlichsten Glückwünsche zum hohen Geburtstag. Mit allen guten Wünschen für Gesundheit und Zufriedenheit. Mit Dank für die warme kollegiale Bekanntschaft.»

Dieses warme Grusswort Sterns und das lesenswerte Grusswort von Peter von Matt zusammen mit der informativen Einleitung des Herausgebers umreissen die akademische Arbeit des Jubilars knapp und gratulieren herzlich. Am Ende des Bandes finden sich weiter eine Kurzbiografie und eine Auswahl der Publikationen von Urs Bitterli.

Rund zwei Dutzend ehemalige Studenten und Assistenten des Historischen Seminars der Universität Zürich, aber auch geschätzte Freunde, Publizisten und Weggefährten steuern kurze, thematische und sehr breit gefächerte Beiträge zum Buch bei. Einige zeigen die Früchte der Forschung, andere berichten aus den Berufsfeldern der Autoren. Leider ist der Bezug zu Urs Bitterlis Arbeit oft sehr lose, manchmal nicht ersichtlich. Eine Übersicht über die Arbeit und die Bedeutung der Forschungen Bitterlis zur Entdeckungs- und Kolonialgeschichte fehlt ganz.

Lesetipp: Im Internetmagazin Journal21 veröffentlichte Urs Bitterli in den vergangenen Jahren mit der Marke «Alte Bücher – neu besprochen» über 60 Rezensionen. Unter «Licht und Schatten über Europa 1900–1945. Eine etwas andere Kulturgeschichte» sind diese Besprechungen nun greifbar. Die acht Hauptkapitel sind durch

Überblickstexte eingeleitet. Aus dem Waschzettel des Verlags Neue Zürcher Zeitung: «So entsteht für den an Geschichte und Belletristik interessierten Laien eine äusserst anregende Kulturgeschichte, die spannende Zusammenhänge aufzeigt und Lust auf weitere Lektüre macht.»

DIETER KUHN, WOHLEN

Schneider, Steven: Als dem Aargau ein Licht aufging. Ein Jahrhundert unter Strom. Hg. AEW Energie AG. – Baden: Hier und Jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte, 2016. – 218 S., ill.

Meisterlich ist in diesem Werk, wie die Erlebnisse von Zeitzeugen zu einem dichten Bild der jeweiligen Epoche und Situation verwoben werden. Grandios etwa die Schilderung der Elektrizitätsausstellung, die 1923 durch die wenigen schon vorhandenen Turnhallen des Kantons tourte und die Vorzüge des elektrischen Kochens vermittelte. Der Autor ist nicht Historiker, sondern Journalist. Das ist kein Nachteil, er entwirft ein sorgfältiges, stimmiges und korrektes Bild der Vergangenheit. Und sein Ansatz ergibt den durchaus gelungenen Charakter dieses Buchs zum 100-Jahr-Jubiläum des Aargauischen Elektrizitätswerks (seit 1999 AEW Energie AG): Er sucht ständig den Bezug zur Gegenwart, mit Gewinn, etwa wenn die heutige Kommunikationschefin der AEW die Marketingleistung der Ausstellung von 1923 beurteilt. Nur reduziert sich das da und dort auf Gemeinplätze: Wenn sich ehemalige Direktoren äussern, etwa im Stil von «nur wer gute Leute hat, punktet» und «die richtigen Dinge tun und diese Dinge richtig tun».

An Historischem findet man hier viel Atmosphärisches: so über «die hohe Taxe, die man bezahlen muss, wenn man den Strom nicht braucht», eine Abnahmegarantie, die ein Hindernis für die Elektrifizierung der Haushalte darstellte. Oder über die Veränderungen im Landschafts- und Städtebild: zuerst immer mehr Freileitungen, die dann seit den 1950er-Jahren im Boden verschwanden. Ein Licht geht einem auf, wenn man liest, wie dank dem AEW-Hochhaus eine Volksabstimmung zu einem Neubau für die kantonale Verwaltung umgangen wurde. Das wäre der Ort gewesen, um mehr zur Verflechtung von Politik und Kantonswerk zu erfahren.

Man kann sich fragen, wie sinnvoll eine Unterteilung in Zehnjahresschritte ist. In der Regel halten sich Entwicklungsperioden nicht an solche Zeiträume. So liest man in der Chronik zum Kapitel 2006–2016 zwar den Begriff «Fukushima», erfährt aber kaum, inwiefern die dortige Katastrophe von 2011 für die Elektrizitätswirtschaft und somit auch für die AEW eine Epochengrenze war. Im Buch erschöpft sich die Gegenwart in Wasserkraft, Wind, Sonne und Biomasse und manch innovativem Umgang mit Strom (Jargon: «Die Zukunft hat längst begonnen.»). Ihre Schilderung lässt aber aus, dass die Elektrizitätswirtschaft heute nicht mehr jene von vor ein paar Jahren ist.

ANDREAS STEIGMEIER, BADEN